



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2012

„Ich als Linguist“ – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums

Schröter, Juliane ; Linke, Angelika ; Bubenhofer, Noah

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-111271>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Schröter, Juliane; Linke, Angelika; Bubenhofer, Noah (2012). „Ich als Linguist“ – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums. In: Günthner, Susanne; Hüpper, Dagmar; Spieß, Constanze. Genderlinguistik: Sprachliche Konstruktionen von Geschlechtsidentität. Berlin: Walter de Gruyter GmbH, 359-380.

„Ich als Linguist“ – Eine empirische Studie zur Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums

1. Ausgangspunkt und Fragestellung

Den Ausgangspunkt unserer Untersuchungen bildet der Eindruck einer unterschiedlichen Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums in Deutschland und in der deutschsprachigen Schweiz. In Anbetracht der Tatsache, dass Frauen in der Schweiz das Wahlrecht – auf Bundesebene – erst 1971 erhielten, mag es überraschen, dass es sprachlich sensibilisierten Beobachterinnen und Beobachtern erscheint, als ob das feministische Projekt einer *geschlechtergerechten* Sprache, dessen zentrales Element die Vermeidung bzw. Reduktion des generischen Maskulinums und die explizite Benennung von Frauen ist, in der Deutschschweiz letztlich mehr bzw. nachhaltigeren Erfolg gehabt habe als in Deutschland.¹ Dieser Eindruck beruht auf individuellen Beobachtungen aus dem sprachlich-kommunikativen Alltag und lässt sich zudem durch einige Fakten stützen: So ist etwa das sogenannte *große Binnen-I* eine schweizerische Erfindung – die linke Wochenzeitung *WoZ* benutzt es seit 1984 konsequent und durchgehend bis heute² –, und Beidnennungen von femininen und maskulinen Personenbezeichnungen (*Lehrerinnen und Lehrer*) scheinen vor allem im Kontext von staatlicher Verwaltung, Hochschule und Schule in der Deutschschweiz die Gebrauchsnorm zu sein.³

- 1 Dabei ist zu berücksichtigen, dass in der ehemaligen DDR die Selbst- und Fremdbezeichnung von Frauen – vor allem zur Kennzeichnung ihrer beruflichen Tätigkeit – regelmäßig im maskulinen Genus erfolgte und dies den Sprachgebrauch in den neuen Bundesländern weit über 1989 hinaus geprägt hat. So konstatiert etwa Gisela Trempelmann, dass selbst in den beiden „kooperierenden Tageszeitungen (*Potsdamer Neueste Nachrichten* und *Der Tagespiegel*) die Ostdeutsche [sic] Zeitung bei der Anrede oder Nennung ihrer potentiellen Leserinnen und Leser überwiegend auf das Femininum verzichtet und die tradierte Form *Leser* bevorzugt“ (Trempelmann 1998: 46. Vgl. darüber hinaus Becker 2008: 67 und Irmen/Steiger 2005: 228).
- 2 In der deutschen *taz* , die ebenfalls in den 80er-Jahren das Binnen-I als redaktionell vertretene Normalschreibung einführte, finden sich seit den 90er-Jahren wieder alle Formen der Personenreferenz.
- 3 Solche Beobachtungen sind in der wissenschaftlichen Literatur an anderer Stelle bereits systematisch gemacht und beschrieben worden: Ausgehend von vielen verschiedenartigen Einzelbeispielen kommen Ann Peyer und Eva Lia Wyss 1998 in einem Überblick zur feministischen Sprachkritik in der Schweiz zu dem Ergebnis, dass in der Deutschschweiz dem Prinzip der sogenannten *sprachlichen Sichtbarmachung von Frauen* zumindest in bestimm-

Zumindest bislang. Denn am Beginn unserer Untersuchung steht neben der aus dem genannten Eindruck abgeleiteten These, dass das generische Maskulinum in der Schweiz anders als in Deutschland beurteilt und gebraucht wird, eine zweite – die These einer Differenz zwischen Altersgruppen. Auch diese zweite These stützt sich auf Alltagsbefunde. Unserer Beobachtung nach kehren jüngere Frauen im (hoch)schulischen Umfeld zumal bei Selbstbezeichnungen vermehrt zum generischen Maskulinum zurück. Um es am Beispiel der beiden Mitautorinnen (Mitautoren?) des vorliegenden Beitrags konkret zu machen: Während Angelika Linke als die ältere nie sagen würde *Ich als Linguist*, bezeichnet Juliane Schröter als die jüngere sich durchaus so.

Da quantitative empirische Studien zur gegenwärtigen Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums ein Desiderat bilden,⁴ zielt unsere Untersuchung darauf, einen ersten Beitrag zur systematischen Überprüfung der beiden genannten Beobachtungen und zur Generierung weiter gehender Hypothesen zu leisten. Die zentralen Fragen, die im Folgenden beantwortet werden sollen, lauten:

1. Lässt sich die These, dass das generische Maskulinum in der Deutschschweiz stärker abgelehnt wird als in Deutschland, empirisch erhärten?
2. Kann die These, dass das generische Maskulinum von Menschen unter 25 Jahren weniger stark zurückgewiesen wird als von älteren, empirisch fundiert werden?
3. Lassen sich auf empirischem Weg weitere Variablen aufspüren, von denen die Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums abhängt?

ten Domänen stark entsprochen werde (vgl. Peyer/Wyss 1998: 118, 148–149). Zum beobachteten Effekt beigetragen haben mag auch das Faktum, dass vom deutschen Sprachdienst der Schweizerischen Bundeskanzlei 1996 ein „Leitfaden zur sprachlichen Gleichbehandlung im Deutschen“ herausgegeben wurde, der in institutionellen Kontexten entsprechend wahrgenommen worden und 2009 in einer Neuauflage erschienen ist (vgl. Schweizerische Bundeskanzlei 2009).

- 4 Die linguistische Auseinandersetzung mit dem generischen Maskulinum, die ausgehend von Senta Trömel-Plötz' feministisch-linguistischem Beitrag von 1978 vor allem dessen geschlechterpolitische Bewertung betraf, soll hier nicht nochmals nachgezeichnet werden (vgl. die drei grundlegenden Aufsätze Trömel-Plötz 1978, Kalverkämper 1979 und Pusch 1979). Einen Überblick über die vorliegenden Forschungsergebnisse gibt etwa Klann-Delius (2005: 26–31, 49–55).

2. Methodik und Daten

Da sich unsere eigenen unsystematischen Beobachtungen in erster Linie auf das hochschulische Umfeld beziehen und dies auch das sprachliche Feld ist, zu dem wir am leichtesten Zugang haben, ist unsere empirische Untersuchung auch auf dieses Umfeld ausgerichtet.⁵

Es wurde eine Online-Umfrage durchgeführt, deren erster und zweiter Teil quantitativ, deren dritter Teil hingegen qualitativ ausgewertet wurde. Der erste Abschnitt zielte darauf ab, berufliche Selbstbezeichnungen zu elizitieren, um Daten zur *Verwendung*⁶ des generischen Maskulinums zu erhalten. Er enthielt Fragen des folgenden Typs:

Stellen Sie sich vor, dass Sie folgenden Ausbildungs- und Berufsweg hinter sich haben:

Sie haben einen Dokortitel in Physik erworben und lehrten einige Jahre an der Universität im Fach Physik. Nun sind Sie seit mehreren Jahren für eine Unternehmensberatung tätig.

Wie würden Sie Ihre berufliche Tätigkeit selbst bezeichnen?

Ich würde sagen/schreiben: „Ich bin _____“.

Der zweite und dritte Teil der Umfrage dienten demgegenüber der differenzierten Erfassung von *Einschätzungen* des generischen Maskulinums, und zwar in dreierlei Hinsicht: (a) mit Blick auf die *Akzeptabilität* generischer Personenbezeichnungen, (b) mit Blick auf die *Üblichkeit* der entsprechenden Formen im sprachlichen Alltag und (c) mit Blick auf den *eigenen Gebrauch* solcher Formen. D.h. konkret, dass die Befragten darum gebeten wurden, auf einer Skala von 1 bis 5 anzugeben, ob sie eine Reihe von Personenbezeichnungen als „vollkommen akzeptabel“ (= 1) oder „gar nicht akzeptabel“ (= 5), „vollkommen üblich“ (= 1) oder „gar nicht üblich“ (= 5) beurteilen sowie ob sie diese „selbstverständlich selbst verwenden“ (= 1) oder „keinesfalls selbst verwenden“ würden (= 5). Die vorgegebenen Verwendungskontexte umfassten drei Typen:

1. Christoph sagt über Katja:

„Sie ist wissenschaftlicher Mitarbeiter“ (= Ein Mann bezeichnet eine Frau mit dem generischen Maskulinum).

2. Katja sagt über sich selbst:

5 Auf diese Weise nehmen wir – wie dies leider häufig in empirischen Untersuchungen im Umkreis der Gender Studies der Fall ist – nur einen recht begrenzten Ausschnitt der Sprachgemeinschaft in den Blick.

6 Es handelt sich hier allerdings nicht um Sprachverwendung in einer natürlich-spontanen Kommunikationssituation, sondern um Sprachgebrauch, der aufgrund der Erhebungsanordnung durch eine gewisse Selbstkontrolle der Befragten beeinflusst sein dürfte.

„Ich bin wissenschaftlicher Mitarbeiter“ (= Eine Frau bezeichnet sich selbst mit dem generischen Maskulinum).

3. Katja sagt über Christoph, Andreas, Daniela und sich:

„Wir sind wissenschaftliche Mitarbeiter“ (= Eine Frau bezeichnet eine gemischtgeschlechtliche Gruppe, zu der sie selbst gehört, mit dem generischen Maskulinum).⁷

Diese drei Typen wurden mit den sechs Personenbezeichnungen „wissenschaftlicher Mitarbeiter“, „Manager“, „Angestellter“, „Kosmetiker“, „Konsument“ und „Mechaniker“ zur Bewertung vorgelegt. Insgesamt wurden die Versuchspersonen im zweiten Teil also zur Einschätzung von sechs Personenbezeichnungen in drei Verwendungskontexten und in drei Dimensionen (Akzeptabilität, Üblichkeit, eigene Verwendung) aufgefordert. Den dritten und letzten Teil bildete die Bitte um eine frei formulierte Antwort auf die Frage:

Was halten Sie davon, wenn eine Frau sich selbst mit Formen wie *Mitarbeiter*, *Angestellter*, *Konsument* usw. statt *Mitarbeiterin*, *Angestellte*, *Konsumentin* bezeichnet?

Um die Ergebnisse mit den hier interessierenden sozialen Variablen korrelieren zu können, wurden die Befragten zudem um die Angabe des „Landes“, das sie „kulturell am meisten geprägt“ habe, ihrer „Muttersprache“ und ihres „Geburtsjahrs“ sowie zusätzlich ihres „Geschlechts“ und ihres „höchsten Schul- bzw. Ausbildungsabschlusses“ ersucht. An der Umfrage beteiligten sich 378 Personen. Darunter waren

- 166 Deutsche, 146 Schweizer und Schweizerinnen,
- 231 Personen, die 25 Jahre alt oder jünger waren, und
- 368 Personen, die einen Hochschulabschluss oder zumindest Matur bzw. Abitur hatten.

Der Personenkreis ist mithin einigermaßen gleichmäßig auf Deutsche und Schweizer bzw. Schweizerinnen verteilt, die Befragten sind jedoch jünger und besser (aus)gebildet als der Bevölkerungsdurchschnitt dieser Länder.

⁷ Die Umfrage war so gestaltet, dass beim ersten Bezeichnungstyp nur die Männer dazu aufgerufen waren, ihre Bereitschaft dazu anzugeben, die betreffende Personenbezeichnung selbst zu verwenden, während beim zweiten und dritten Bezeichnungstyp nur die Frauen diese Aufforderung erhielten.

3. Ergebnisse

3.1 Zur Bedeutung der Landeszugehörigkeit der Befragten für die Einschätzung des generischen Maskulinums

Nach den gewonnenen Daten zu urteilen, weichen die Einstellungen gegenüber dem generischen Maskulinum in der Schweiz partiell von denen in Deutschland ab.

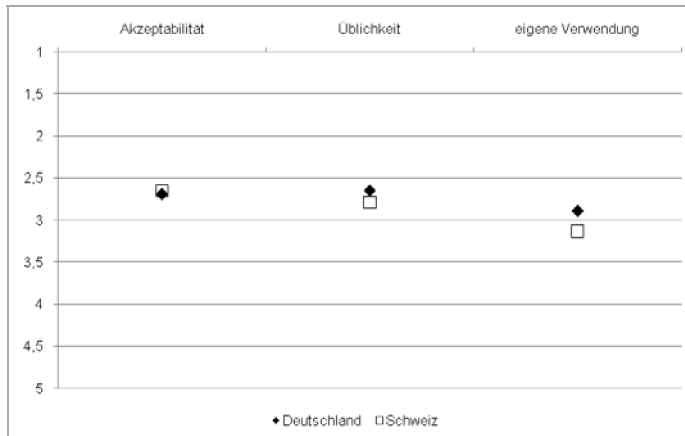


Abb. 1: Einschätzung des generischen Maskulinums: Landeszugehörigkeit
(1=vollkommen/selbstverständlich ja, 5=gar nicht/keinesfalls)

Die Akzeptabilität des generischen Maskulinums wird von den Schweizer und den deutschen Befragten ähnlich beurteilt: Fasst man die von ihnen angegebenen Akzeptabilitätswerte über die sechs Personenbezeichnungen und über die drei Beurteilungsperspektiven hinweg zusammen, ergibt sich bei den Befragten aus der Schweiz ein Mittelwert von 2,65,⁸ der einem nahezu gleich großen Mittelwert von 2,69 bei den Deutschen gegenübersteht ($p < 0,637^9$). Dagegen wird das generische Maskulinum von den Personen aus Deutschland insgesamt als signifikant üblicher eingeschätzt

- 8 Was die Interpretation der Werte anbelangt, so gilt hier und im Folgenden wie oben erwähnt: 1 = vollkommen akzeptabel/üblich/würde ich selbstverständlich selbst verwenden, 5 = gar nicht akzeptabel/üblich/würde ich keinesfalls selbst verwenden – d.h. höhere Werte signalisieren entsprechend eine (geschätzte) *geringere* Akzeptabilität und Üblichkeit des generischen Maskulinums sowie eine *kleinere* Neigung, das generische Maskulinum selbst zu verwenden.
- 9 Die p-Werte geben die Wahrscheinlichkeit an, mit der die Differenz zwischen zwei Werten signifikant ist. Wenn $p < 0,05$, kann mit 95 Prozent Sicherheit angenommen werden, dass die Differenz der Mittelwerte signifikant ist. Bei $p < 0,001$ kann gar mit 99,9 Prozent Sicherheit angenommen werden, dass die Differenz signifikant ist.

(Mittelwert 2,65) als von Personen aus der Schweiz (Mittelwert 2,79, $p < 0,036$). Auch geben die deutschen Versuchspersonen mit einem Mittelwert von 2,89 zusammengekommen eine deutlich höhere Bereitschaft dazu an, das generische Maskulinum selbst zu verwenden, als die Schweizer mit einem Mittelwert von 3,13 ($p < 0,013$).

3.2 Zur Bedeutung des Alters der Befragten für die Einschätzung des generischen Maskulinums

Die Bewertung des generischen Maskulinums variiert stark mit dem Alter der Befragten.

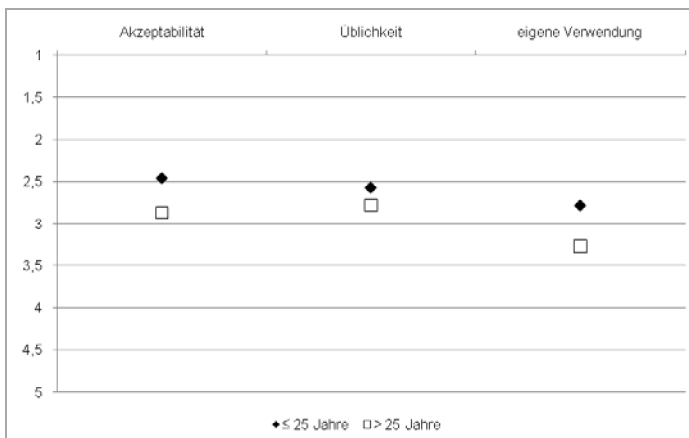


Abb. 2: Einschätzung des generischen Maskulinums: Alter
(1=vollkommen/selbstverständlich ja, 5=gar nicht/keinesfalls)

In allen drei Beurteilungsdimensionen sind die Antwortenden, die 25 Jahre alt oder jünger sind, dem generischen Maskulinum zugeneigter als die Über-25-Jährigen. Konkret beschreiben sie es als akzeptabler als die älteren (Mittelwert 2,46 zu Mittelwert 2,87, $p < 0,000$), als üblicher (Mittelwert 2,57 zu Mittelwert 2,78, $p < 0,002$) und würden es nach eigenen Angaben eher selbst gebrauchen (Mittelwert 2,78 zu Mittelwert 3,27, $p < 0,000$).

3.3 Zur Bedeutung des Geschlechts der Befragten für die Einschätzung des generischen Maskulinums

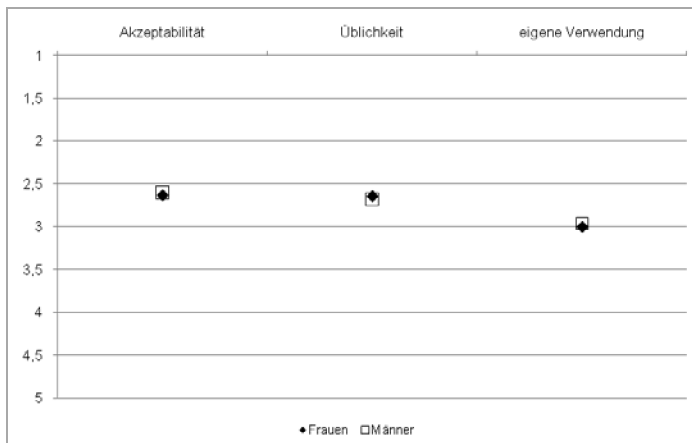


Abb. 3: Einschätzung des generischen Maskulinums: Geschlecht
(1=vollkommen/selbstverständlich ja, 5=gar nicht/keinesfalls)

Die erhobenen Daten liefern keine Hinweise darauf, dass Männer und Frauen dem generischen Maskulinum grundsätzlich unterschiedlich gegenüberstehen. Während bei den Frauen die Akzeptabilität des generischen Maskulinums bei den verschiedenen Personenbezeichnungen im Mittel bei 2,63 liegt, liegt der entsprechende Wert bei den Männern bei 2,60 ($p < 0,822$). Fast genauso dicht liegen die Mittelwerte der Frauen und Männer bei der Frage nach der Üblichkeit des generischen Maskulinums beieinander (2,64 zu 2,68, $p < 0,595$). Zudem signalisieren die Frauen eine ähnliche große Neigung dazu, das generische Maskulinum zu verwenden (Mittelwert 2,97), wie die Männer (Mittelwert 2,96, $p < 0,939$).

3.4 Zur Bedeutung der Beurteilungsdimension für die Einschätzung des generischen Maskulinums

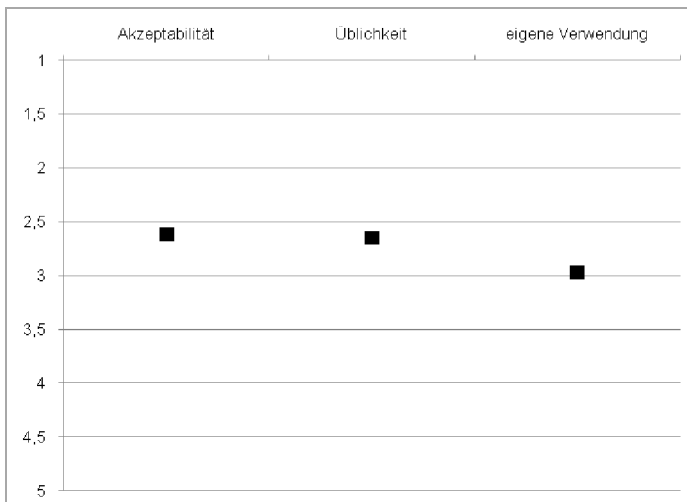


Abb. 4: Einschätzung des generischen Maskulinums: Beurteilungsdimension
(1=vollkommen/selbstverständlich ja, 5=gar nicht/keinesfalls)

Nach den Ergebnissen der Umfrage sind die Teilnehmenden insgesamt deutlich weniger geneigt dazu, das generische Maskulinum selbst zu verwenden, als es nach ihrem Empfinden grundsätzlich akzeptabel und im allgemeinen Sprachgebrauch üblich ist. Dies ergibt ein Vergleich der Mittelwerte in den drei Beurteilungsdimensionen: Während die beteiligten Personen die Akzeptabilität der zur Diskussion gestellten Personenbezeichnungen mit durchschnittlich 2,62 einschätzen und sie deren Üblichkeit durchschnittlich mit einem Wert von 2,65 charakterisieren ($p < 0,155$), stufen sie ihre Bereitschaft zum Gebrauch der entsprechenden Formen im Mittel mit 2,97 ein (bezogen auf den Üblichkeitswert $p < 0,000$).

3.5 Zur Bedeutung des Referenzobjekts für die Einschätzung des generischen Maskulinums

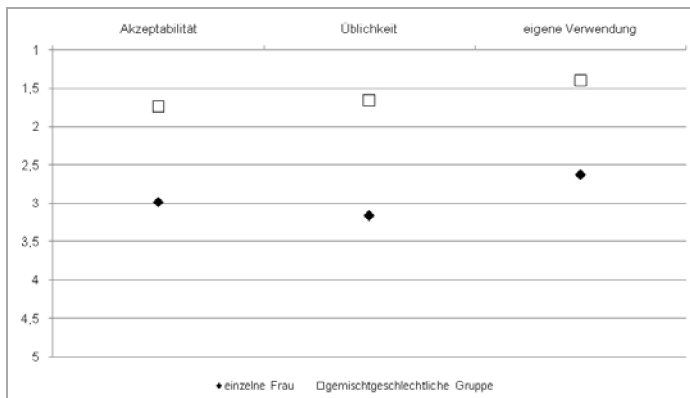


Abb. 5: Einschätzung des generischen Maskulinums: Referenzobjekt

(1=vollkommen/selbstverständlich ja, 5=gar nicht/keinesfalls)

Wie es Abbildung 5 ausweist, divergieren die Einstellungen gegenüber dem generischen Maskulinum unübershbar in Abhängigkeit davon, ob die generische Form auf eine einzelne Person oder eine gemischtgeschlechtliche Personengruppe referiert. Konkreter formuliert: Wenn jemand mit dem generischen Maskulinum im Plural auf eine gemischtgeschlechtliche Gruppe verweist, wird dies als signifikant akzeptabler (Mittelwert 1,74) und üblicher (Mittelwert 1,66) angesehen, als wenn jemand sich mit dem generischen Maskulinum im Singular auf eine einzelne Frau bezieht (Mittelwert für die Akzeptabilität 2,98; $p < 0,000$; Mittelwert für die Üblichkeit 3,16; $p < 0,000$).¹⁰ Vergleichbares gilt auch für die Einschätzung des eigenen Sprachgebrauchs bei Selbstreferenz: So geben die befragten Frauen eine klar höhere Bereitschaft dazu an, das generische Maskulinum im Plural für eine Gruppe männlicher und weiblicher Personen zu verwenden, der sie selbst angehören, als dazu, es im Singular für sich selbst zu gebrauchen (Mittelwert 1,40 zu 2,62, $p < 0,000$).¹¹

- 10 Auch Thomas Becker (2008) erscheint bei der Diskussion einzelner Beispielsätze die Bezeichnung einer Frau mit dem generischen Maskulinum im Singular als tendenziell problematischer als die Bezeichnung einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe mit dem generischen Maskulinum im Plural. Er ist der Ansicht, dass dies nicht primär am Numerus, sondern „an der individuellen Referenz (und der daraus resultierenden Relevanz [der Spezifikation des Geschlechts, JS/AL/NB]) festzumachen ist“, denn: „Da wir uns kaum eine geschlechtslose Person vorstellen können, ist es nahezu immer relevant, beim sprachlichen Bezug auf eine Einzelperson das Geschlecht zu erwähnen“ (Becker 2008: 66).
- 11 Zur Erinnerung: Die männlichen Probanden wurden nicht darum gebeten, ihre Bereitschaft zu indizieren, das generische Maskulinum im Plural zu nutzen, weshalb bei ihnen

3.6 Zur Bedeutung der Personenbezeichnung für die Einschätzung des generischen Maskulinums

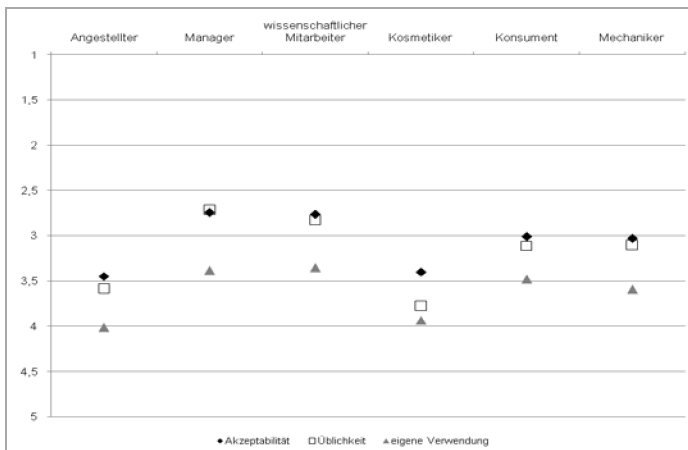


Abb. 6: Einschätzung des generischen Maskulinums: Unterschiedliche Personenbezeichnungen (1=vollkommen/selbstverständlich ja, 5=gar nicht/k keinesfalls)

Gravierend unterscheiden sich die Einschätzungen der Befragten auch mit Blick auf die Üblichkeit und Akzeptabilität der unterschiedlichen Personenbezeichnungen, die ihnen in der Umfrage angeboten wurden. Am wenigsten akzeptabel (Mittelwert 3,45) und wenig üblich (Mittelwert 3,58) ist es für die urteilenden Personen, eine einzelne Frau als *Angestellten* zu bezeichnen. Besonders akzeptabel (Mittelwert 2,74) und üblich (Mittelwert 2,71) ist es für sie demgegenüber, ein weibliches Individuum einen *Manager* zu nennen. Als fast genauso akzeptabel (Mittelwert 2,76) und üblich (Mittelwert 2,82) wird es eingestuft, eine Frau als *wissenschaftlicher Mitarbeiter* zu titulieren. Mit diesem Befund harmonieren die Mittelwerte in der dritten Beurteilungsdimension, d.h. mit Blick auf den eigenen Sprachgebrauch: Es wird am wenigsten Bereitschaft dazu bekundet, eine Frau als *Angestellten* zu bezeichnen (Mittelwert 4,01), während die Befragten am ehesten *wissenschaftlichen Mitarbeiter* und *Manager* für eine Person weiblichen Geschlechts selbst verwenden würden (Mittelwert 3,35 und 3,38).

Die Unterschiede zwischen den Urteilen über die sechs zur Auswahl gestellten Lexeme lassen sich allenfalls auf Unterschiede in den Wortbildungsmustern zurückführen: So hebt sich *Angestellter* von den anderen Personenbezeichnungen dadurch ab, dass die feminine Form nicht durch

kein entsprechender Vergleich der Mittelwerte möglich ist. Zur Frage, wie es um Akzeptanz, Üblichkeit und mögliche eigene Verwendung einer generisch maskulinen Personenbezeichnung für eine Gruppe von ausschliesslich Frauen steht, haben wir keine Daten.

eine Suffixderivation mit *-in* gebildet wird, sondern wie die (generisch) maskuline Form durch Konversion eines Partizips II. Die feminine Variante ist also in diesem Fall gegenüber der maskulinen nicht morphologisch markiert und bildet letztlich die kürzere (ökonomischere) Form. *Manager* dagegen sticht durch seine Entlehnung aus dem Englischen hervor. Eine weibliche Form dieser Personenbezeichnung (*manageres*) ist im Englischen vorhanden (wenn sie auch nicht im selben Maß gebräuchlich ist wie *manager*¹²), als Lehnwort im Deutschen ist jedoch nur die Form *Manager* lexikalisiert. Die Movierung der Form durch Suffixbildung (*Managerin*) ist im Deutschen zwar möglich und auch nicht völlig ungebräuchlich, das Lehnwort selbst mag jedoch durch seine englische Aussprache für die Ohren von Deutschsprachigen trotz der Endung auf *-er* weniger maskulin konnotiert sein, als dies bei sonstigen Personenbezeichnungen auf *-er* der Fall ist. Bei *wissenschaftlicher Mitarbeiter* schließlich mag die Idiomatisierung der Adjektiv-Nomen Kollokation deren Titelcharakter in den Vordergrund rücken und damit deren Akzeptanz auch in der Referenz auf weibliche Personen erleichtern.

3.7 Zur Verwendung des generischen Maskulinums

Nachdem die Ergebnisse des zweiten, umfassendsten Teils der Umfrage dargelegt wurden, bietet es sich an, in einem weiteren Schritt im ersten Teil der Umfrage elizitierte *Nutzungen* des generischen Maskulinums mit der im zweiten Teil angegebenen *Neigung* zu dessen Verwendung zu kontrastieren. Die entsprechenden Werte gehen nicht ganz parallel. Frauen verwenden das generische Maskulinum etwas häufiger zur Selbstbezeichnung als es die von ihnen angegebene Neigung dazu erwarten lässt.¹³ Anders formuliert: Sie lehnen das generische Maskulinum im elizitierten Sprachgebrauch etwas weniger ab als in dessen expliziter Bewertung: 32 Prozent¹⁴ der Selbstbezeichnungen, welche die befragten Frauen im ersten Teil der Umfrage wählen, sind generisch maskulin. Im Gegensatz dazu geben nur 26 Prozent im zweiten Umfrageabschnitt an, dass sie sich tendenziell selbst mit dem generischen Maskulinum bezeichnen würden (pro Lexem wählen durchschnittlich 26 Prozent der Frauen Werte kleiner als

12 Das Oxford English Dictionary belegt die Form seit dem 18. Jahrhundert. Im Gegenwarts-englischen ist sie semantisch an die männliche Form angelehnt, wie der Eintrag im OED belegt: „a female manager, chiefly in sense of *manager* [...] which is now often preferred as not gender-specific“ (Oxford University Press 2011).

13 Da *Selbst*bezeichnungen elizitiert wurden, können die Antworten der männlichen Probanden keine eindeutig generisch maskulinen Formen enthalten. Deshalb sind sie an dieser Stelle nicht von Belang.

14 Dagegen erfolgen 55,9 Prozent der Bezeichnungen mit femininen Formen, 12,1 Prozent lassen sich weder als maskulin noch als feminin deuten.

3). Zu vermerken ist zudem, dass 12 Prozent der elizitierten Personenbezeichnungen geschlechtneutral sind (z.B. Bezeichnungen wie „angestellt in einem Büro“ oder Abkürzungen wie „Dr. der Physik“).

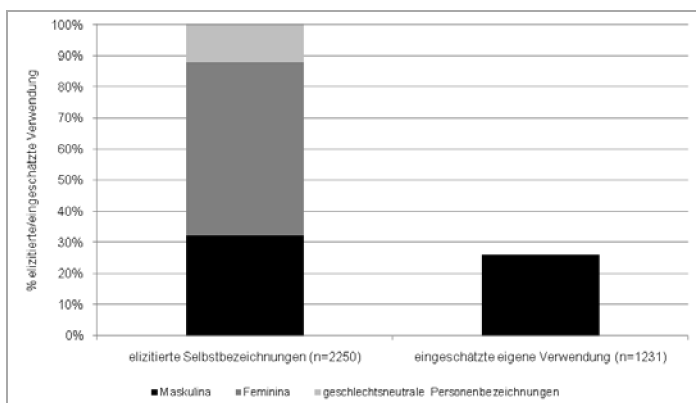


Abb. 7: Elizitierte vs. eingeschätzte eigene Verwendung des generischen Maskulinums

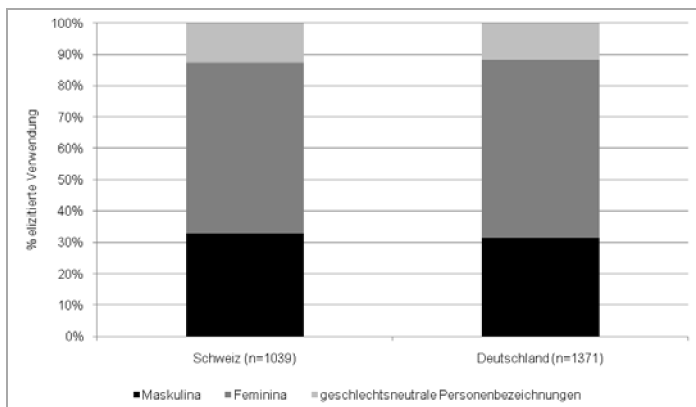


Abb. 8: Elizitierte Verwendung des generischen Maskulinums: Landeszugehörigkeit

Wie Abbildung 8 verdeutlicht, lässt sich die bei den Einschätzungen des generischen Maskulinums festgestellte Differenz zwischen der *Schweiz* und *Deutschland* beim elizitierten Sprachgebrauch nicht bestätigen: In der Verwendung zeigen die Schweizer Befragten praktisch gleich große Vorbehalte gegenüber dem generischen Maskulinum wie die deutschen, wobei die Ablehnung bei letzteren sogar leicht stärker ist: 33 Prozent der elizitierten Selbstbezeichnungen von Schweizer Frauen enthalten das generische Maskulinum, bei den deutschen Frauen sind es 31 Prozent. Auch die

Nutzung von geschlechtsneutralen Personenbezeichnungen ist in beiden Ländern praktisch gleich häufig.

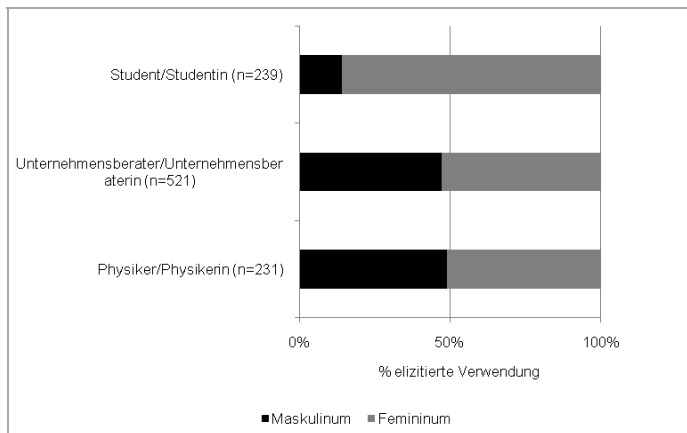


Abb. 9: Elizitierte Verwendung des generischen Maskulinums: Unterschiedliche Personenbezeichnungen

Auf die dritte Leitfrage unserer Untersuchung, d.h. ob sich auf empirischem Weg weitere Variablen aufspüren lassen, von denen die Einschätzung und Verwendung des generischen Maskulinums abhängt, gibt die Elizitierung von Selbstbezeichnungen im ersten Untersuchungsteil ebenfalls eine Antwort: Bemerkenswert ist, wie stark der Gebrauch des generischen Maskulinums mit der in der Testanordnung ja gerade nicht vorgegebenen, sondern von den Probanden und Probandinnen jeweils frei gewählten *Berufsbezeichnung* korreliert. Die von Frauen am häufigsten gewählten Bezeichnungen sind *Physiker* bzw. *Physikerin*, *Unternehmensberater* bzw. *Unternehmensberaterin* und *Student* bzw. *Studentin*. Dabei kommt in 49 Prozent der Fälle die Form *Physiker* statt *Physikerin* zum Einsatz und in 47 Prozent der Fälle *Unternehmensberater* statt *Unternehmensberaterin*. Generisches Maskulinum und feminine Form halten sich hier also in etwa die Waage. Ganz anders fällt die Verteilung bei *Student* bzw. *Studentin* aus: Hier verwenden nur 14 Prozent der Befragten das generische Maskulinum. Für diese Differenz scheinen uns weniger formale Aspekte wie die unter Punkt 3.6 genannten ausschlaggebend zu sein, sondern vielmehr kognitive oder soziale bzw. soziopsychologische Faktoren. Entsprechend sehen wir hier in erster Linie zwei Ausdeutungsmöglichkeiten: Einerseits lässt sich anführen, dass sowohl mit Blick auf die faktische Gegenwartssituation als auch mit Blick auf ein anzunehmendes Weltwissen der Befragten gilt, dass es bedeutend mehr weibliche Studierende als Physikerinnen oder Unter-

nehmensberaterinnen gibt, zumal in vielen Fächern Studentinnen bereits mehr als die Hälfte der Studierendenpopulation stellen. Der Griff zur weiblichen Form könnte damit als Ausdruck der Tatsache betrachtet werden, dass sogenannt generische Formen verstärkt abgelehnt werden, wenn der statistisch wahrscheinliche Referent einer Personenbezeichnung nicht mehr eindeutig männlich ist. Andererseits kann in Anbetracht der Alters- und Ausbildungsstruktur der Versuchspersonen aber auch vermutet werden, dass der ausschlaggebende Unterschied zwischen den drei Personenbezeichnungen in der *Relation der Teilnehmenden zu den Bezeichnungen*, in der persönlichen Bedeutsamkeit für sie liegt: Die Befragten in unserer Untersuchung sind in vielen Fällen tatsächlich selbst Studierende. Sie dürften die entsprechende Personenbezeichnung in ihrem Lebensalltag entsprechend häufig nutzen und sich im Durchschnitt weit mehr mit dieser Personenbezeichnung als mit den beiden anderen identifizieren. Wir kommen unter Punkt 4 auf diese Überlegungen zurück.

3.8 Zur Beurteilung der gesellschaftlichen bzw. soziolinguistischen Relevanz des generischen Maskulinums

Die frei formulierten Äußerungen, mit denen die Teilnehmenden im dritten Teil der Umfrage die Selbstbezeichnung einer Frau mit dem generischen Maskulinum kommentierten, lassen sich aus zahlreichen Perspektiven analysieren. So ist es möglich – und vor dem Hintergrund der linguistischen Aufmerksamkeit für geschlechtergerechte Personenbezeichnungen auch von Interesse –, die gegebenen Antworten nach der gesellschaftlichen bzw. soziolinguistischen Relevanz zu klassifizieren, welche sie der Selbstbezeichnung einer Frau mit dem generischen Maskulinum beimessen. Ist es für die Befragten überhaupt wesentlich, oder ist es gar unerheblich, ob eine Frau mit einer grammatisch maskulinen oder femininen Form auf sich selbst referiert? Unter diesem Gesichtspunkt lassen sich insgesamt 93 Kommentare eindeutig klassifizieren. Aus der deutlichen Mehrzahl dieser, nämlich aus 60 Kommentaren bzw. 65 Prozent der Fälle geht hervor, dass die Befragten es für unwesentlich halten, mit welcher Form sich eine Frau selbst bezeichnet. Derartige Äußerungen lauten z.B. „Ich finde das völlig unproblematisch. Es spielt überhaupt keine Rolle wie [sic] sich eine Frau selbst bezeichnet, bzw. wie [sic] sie bezeichnet wird. Es ist viel wichtiger wie [sic] die Gleichstellung im tatsächlichen Leben geschieht“, „Es macht keinen grossen Unterschied“ oder einfach „Irrelevant!“.

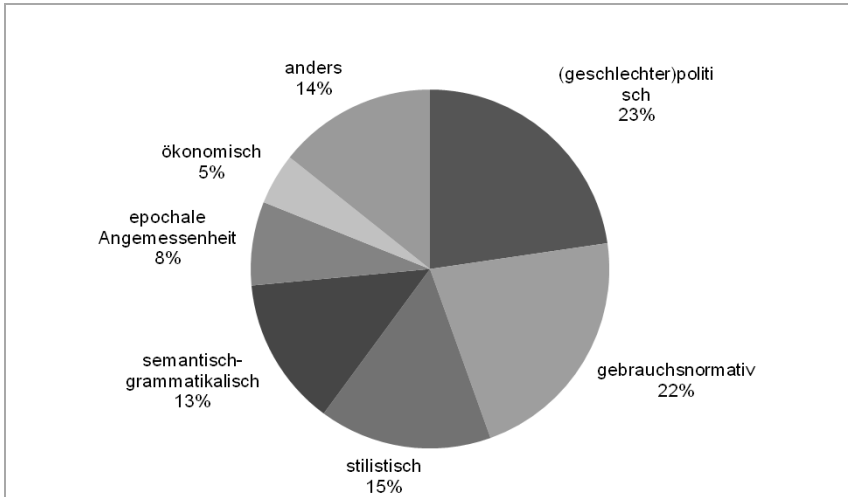


Abb. 10: Dimensionen der Beurteilung des generischen Maskulinums (n=238)

Betrachtet man die Kommentare im Hinblick auf wiederkehrende Argumente, zeichnen sich sechs Argumentationstypen ab, die als Hinweise darauf angesehen werden können, *in welchen Beurteilungsdimensionen* das generische Maskulinum für die befragten Personen *relevant ist*. Insgesamt 238 Probanden bzw. Probandinnen von insgesamt 378 Befragten begründen ihre Meinung argumentativ. Aus diesen individuellen, frei formulierten Begründungen lassen sich folgende Typen herausarbeiten:

- 54 Personen bzw. 23 Prozent liefern (geschlechter-)politische Argumente (z.B. „Diese Verhaltensweise und Akzeptanz der männlichen Berufsbezeichnungen blockiert andere Frauen im Berufsleben“),
- 52 Personen bzw. 22 Prozent setzen gebrauchsnormative Argumente ein (etwa „Ich halte dies für sehr unüblich“),
- 37 Personen bzw. 16 Prozent führen stilistische Argumente an (beispielsweise „das ‚in‘ am Schluss führt teilweise nur zu holperigen Ausdrücken“),
- 32 Personen bzw. 13 Prozent bringen semantisch-grammatikalische Argumente vor (wie „Faktisch eine falsche Bezeichnung“),
- 18 Personen bzw. 8 Prozent begründen mit Argumenten der epochalen Angemessenheit (z.B. „finde ich überholt, mutet komisch an, nicht mehr passend“) und
- 11 Personen bzw. 5 Prozent nutzen ökonomische Argumente (so etwa „Ich [...] finde es in Formularen, Büchern etc. umständlich beides zu verwenden (z.B. Mitarbeiterinnen [sic] und Mitarbeiter[en])“).

4. Deutung und Diskussion der Ergebnisse

Die eingangs gestellten Fragen lassen sich nun – wenn auch unterschiedlich eindeutig – beantworten. Es finden sich in der Tat empirische Anhaltspunkte dafür, dass das generische Maskulinum in der Deutschschweiz stärker abgelehnt wird als in Deutschland, auch wenn der Unterschied nicht sehr groß ist. Die festgestellte Diskrepanz mag eine Ursache im nachwirkenden Umgang der Sprachgemeinschaft in der früheren DDR mit dem generischen Maskulinum haben, der von Bemühungen um seine Vermeidung und Reduktion weit weniger geprägt war als der bundesdeutsche und schweizerische. Als weiterer Faktor ist die Größe der verglichenen Länder in Betracht zu ziehen: Man kann die Auffassung vertreten, dass allgemein-öffentliche wie stärker institutionenbezogene sprachkritische Diskussionen zum Zweck eines geschlechtergerechten Sprachgebrauchs in einem Land mit weniger als fünf Millionen Deutschsprachenden schneller breite Effekte erzielen können – zumal im Sprachgebrauch in einer begrenzten sozialen Gruppierung, in unserem Fall der Studierenden – als in einem Land mit einer deutschsprachigen Bevölkerung von über 80 Millionen.¹⁵

Deutlichere Befunde liefern die untersuchten Daten jedoch mit Blick auf die Vermutung, dass das Verhältnis zum generischen Maskulinum altersabhängig ist. Unsere Umfrage zeigt, dass das generische Maskulinum von den Befragten, die älter als 25 Jahre sind, stärker zurückgewiesen wird als von solchen unter 25 Jahren. Dieser Befund erlaubt zwei divergierende Deutungen bzw. Anschlussthesen. Es kann entweder angenommen werden, dass die Ablehnung des generischen Maskulinums aufgrund von altersspezifischen Lebenserfahrungen im jüngeren Erwachsenenalter größer wird, also mit der Lebensphase korreliert, und folglich auch die jüngeren Befragten mit zunehmendem Alter dem generischen Maskulinum kritischer gegenüber stehen werden, oder aber, dass es sich bei der positiveren Einschätzung des generischen Maskulinums bei den jüngeren Befragten um ein vom Lebensalter unabhängiges, generationales und damit auch historisches Phänomen handelt. Vertritt man letztere Hypothese und damit die Ansicht, dass sich eine Renaissance des generischen Maskulinums abzeichne, fragt es sich, ob dieser Befund sprachpolitisch als *backlash*, d.h. als Rückfall bzw. Regression interpretiert werden muss oder ob

15 „Kleinere Sprachkulturen lassen sich schneller verändern als große“, schreibt Damaris Nübling 2000 in einem Aufsatz über die Entwicklung von Personenbezeichnungen im Deutschen und Schwedischen. Als Beispiel dafür verweist sie ausgerechnet darauf, „daß die Deutschschweiz [bezüglich geschlechtssymmetrisierender Veränderungen] innovativer und weiter fortgeschritten ist als die Bundesrepublik [Deutschland, JS/AL/NB]“ (Nübling 2000: 224).

andere Sichtweisen ebenfalls Plausibilität beanspruchen können. Die Antwort auf diese sprachpolitische Frage bedingt unserer Ansicht nach allerdings zunächst die Klärung einer anderen, nämlich: Was tun Sprachhandelnde eigentlich, wenn sie sich mit dem Ausdruck *Linguist* auf eine Frau oder auf sich selbst als Frau beziehen?

Geht man davon aus, dass grammatisch männliche Formen tatsächlich generisch verwendet werden können, verzichtet man beim Gebrauch dieser Formen offenbar darauf, das Geschlecht der Bezugsperson *in der Bezeichnung* kenntlich zu machen (auch wenn bei entsprechender Kontextualisierung einer Aussage das Geschlecht der Referenzperson dennoch deutlich wird). Ein solches mehr oder weniger bewusst gewähltes sprachliches Verhalten, lässt sich unter der Prämisse eines konstruktivistischen Sprachverständnisses wiederum zweifach deuten. Einerseits kann man hierin die in entsprechenden Diskussionen häufig angeführte Verweigerung der Sichtbarmachung von Frauen im Sprachgebrauch und damit einen Beitrag zur fortdauernden Benachteiligung von Frauen gegenüber Männern sehen, den sich eine jüngere Generation unter verbesserten weiblichen Lebensbedingungen aus Achtlosigkeit bzw. aus mangelndem Bewusstsein für verstecktere Ungleichbehandlungen der Geschlechter leistet. Andererseits lässt sich die Verwendung des generischen Maskulinums aber auch verstehen als – ebenfalls teils mehr und teils weniger bewusste – kommunikative Irrelevant-Setzung oder Verwischung geschlechtlicher Differenzen und damit als ein sprachliches Instrument eines durchaus emanzipatorisch zu verstehenden „undoing gender“ (Kotthoff 2002: 1–27, passim)¹⁶.

In diesem Zusammenhang möchten wir nochmals auf die unterschiedlich häufige Verwendung des generischen Maskulinums im ersten Teil unserer Online-Umfrage zurückkommen. Während sich bei den Selbstbezeichnungen *Physiker* bzw. *Physikerin* und *Unternehmensberater* bzw. *Unternehmensberaterin* die generische/maskuline Form und die weibliche Form in etwa die Waage hielten, wurde bei der Selbstbezeichnung *Student* bzw. *Studentin* in signifikant höherem Maß die weibliche Form gewählt. Wie oben unter Punkt 3.7 schon erläutert, könnte die Differenz einerseits mit Verweis auf faktische, statistisch belegbare Verhältnisse erklärt wer-

16 Kotthoff verwendet den Begriff mit Blick auf das Gesprächs- und Interaktionsverhalten von Frauen (bzw. Männern). Unter einer explizit sprachhandlungsorientierten Perspektive ist er unserer Meinung nach jedoch grundsätzlich auch mit Blick auf die Wahl von Personenbezeichnungen im Sprachgebrauch anzuwenden. Die (eher bewusst oder eher unbewusst gewählte) Strategie des *undoing gender* durch Verwendung einer generischen Form bleibt im Deutschen allerdings mit dem Faktum konfrontiert, dass die übliche generische Form mit derjenigen für das Maskulinum identisch ist und entsprechend eine referentiell-semantische ‚Schlagseite‘ aufweist.

den: In einer Welt, in der es beinahe soviel Studentinnen wie Studenten gibt und die prototypische Vorstellung von Studierenden als einer Gruppe von Männern nicht mehr gilt, wird die Verwendung einer generischen Form offenbar als weniger adäquat empfunden. Diese Argumentation macht vor allem im Rahmen eines repräsentationistischen Sprachverständnisses Sinn.

Andererseits könnte die häufige Wahl von *Studentin* bei weiblichen Befragten aber auch durch eine nicht-evidente, relationale, nämlich die Beziehung zwischen Versuchsperson und Bezeichnung betreffende Variable bedingt sein: durch die konkret-lebensweltliche Bedeutsamkeit der Bezeichnung für die sich damit bezeichnende Person, in unserem Fall: durch die Tatsache, dass die Befragten selbst aktuell Studentinnen *sind* und ihnen in der Selbstzuordnung die Markierung ihrer Geschlechtszugehörigkeit wichtig ist. Diese Argumentation wäre im Rahmen eines konstruktivistischen Sprachverständnisses anzusiedeln. Die Tatsache, dass von Befragten unter 26 Jahren über die gesamte Untersuchung hinweg diese Markierung als weniger wichtig empfunden wird als bei älteren Befragten (und zwar in Selbst- wie in Fremdbezeichnungen), müsste dann entsprechend als aktive Ausblendung dieses Faktors bei der sprachlichen Identitätskonstruktion jüngerer Sprecher und Sprecherinnen betrachtet werden.

Eine solche konstruktivistische Perspektive auf (den Gebrauch von) Personenbezeichnungen liegt u.a. den Untersuchungen von Harvey Sacks zur sozialen (Selbst-)Kategorisierung von Personen und Personengruppen durch Personenbezeichnungen zugrunde;¹⁷ im Kontext feministischer Linguistik hat bisher vor allem Antje Hornscheidt einen solchen Zugang explizit gefordert. Um die konstruktivistische Facette von sprachlichen Formen der Personenreferenz terminologisch hervorzuheben, schlägt sie den Terminus „personale Appellation“ (Hornscheidt 2006: 7) vor. Dieser Terminus rückt den Handlungscharakter der in Frage stehenden sprachlichen Akte und damit auch die Faktoren der Intentionalität und des Effekts in den Vordergrund und lenkt den analytischen Blick stärker auf die sprachlichen Akteure und Akteurinnen als auf die sprachlichen Mittel. Die zentrale Frage ist dann nicht mehr: Was leistet diese oder jene Personenbezeichnung (als kontextenthobenes Lexem des Deutschen), sondern: Was tut ein Sprecher, eine Sprecherin beim kontextuell verorteten (und selbst auch wieder Kontext herstellenden) Gebrauch einer Personenbezeichnung als einem konkreten Akt personaler Appellation? Diese die einzelne Sprechhandlung fokussierende Frage wäre dann allerdings in

17 In diesem Kontext ist der von Sacks entwickelte Begriff der „membership categorization“ wichtig, wie er u.a. in seinem Aufsatz zur Kategorie der jugendlichen „Hotrodler“ im Zentrum steht (Sacks 1979: 7–14).

einem zweiten Schritt noch zu ergänzen durch die stärker historisch-kulturell orientierte Frage nach den Mustern personaler Appellation, die für eine bestimmte Kommunikationsgemeinschaft und in einem definierten historischen Zeitraum typisch sind.

Denn jeder einzelne, konkrete Akt personaler Appellation ist immer in die in einer Kommunikationsgemeinschaft konventionalisierten bzw. sedimentierten Appellationspraktiken eingebunden und durch die ‚Gebrauchsspuren‘, die den verwendeten sprachlichen Ausdrücken anhaften, mit diesen Praktiken verbunden. Das heißt auch, dass der einzelne appellative Akt seine identitätskonstitutive Wirkung immer im bestätigenden Nachvollzug oder in der Abweichung von solchen habitualisierten Appellationen entfaltet. Die Beschreibung sprachlicher Praktiken der Personen- oder Personengruppenbezeichnung sowie die Deutung ihrer soziokulturellen Signifikanz muss deshalb immer im Kontext der zum jeweiligen historischen Zeitpunkt bestehenden Muster erfolgen. Eine gewisse Unschärfe solcher Deutungen ist allerdings nicht zu vermeiden: Wie sich in unserer Untersuchung gezeigt hat, verwenden Frauen in elizitierten Selbstbezeichnungen das generische Maskulinum etwas häufiger, als dies die Selbsteinschätzung ihres Gebrauchs erwarten ließe. Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein stimmen ergo nicht völlig überein. Ob diese Diskrepanz nun auf eine durch traditionelle Sprachgebrauchsmuster geprägte Automatisierung im Gebrauch des generischen Maskulinums zurückzuführen ist und die Verwendung der generischen Form also dem Sprachbewusstsein hinterherhinkt oder ob sich hierin im Gegenteil ein das deklarierte Sprachbewusstsein bereits hinter sich lassender neuer Sprachgebrauch zeigt, der einem veränderten Verständnis der generischen Form verpflichtet ist und mit dem die Sprecherinnen sich eine entsprechend geschlechtsabstrahierte Identität zuordnen, ist aufgrund unserer Untersuchung nicht zu entscheiden.

Unsere Umfrage macht aber insgesamt deutlich, dass sowohl die Einschätzung als auch die Verwendung des generischen Maskulinums in der deutschen Sprache von einem komplexen Gefüge verschiedener Variablen bestimmt ist. Unter diesen haben sich neben eher sprachsystematischen Faktoren wie dem Wortbildungsmuster oder der sprachlichen Herkunft des entsprechenden Ausdrucks vor allem soziopragmatische Faktoren wie die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprachgemeinschaft (in unserem Fall Deutschland vs. Schweiz), das Alter der/des Sprachbenutzenden, die Tatsache, ob auf ein Individuum oder eine Gruppe referiert wird, die historisch jeweils gegebenen Sprachgewohnheiten einer Kommunikationsgemeinschaft sowie die soziale (identifikatorische) Bedeutsamkeit der Bezeichnung für die sich selbst bezeichnende Person als potenziell ent-

scheidend erwiesen. Es wäre die Aufgabe weiterer empirischer Studien, dieses Variablengefüge noch genauer zu erfassen.

5. Literatur

- Becker, Thomas (2008): Zum generischen Maskulinum. Bedeutung und Gebrauch der nicht-motivierten Personenbezeichnungen im Deutschen. In: *Linguistische Berichte*, 213, 65–75.
- Demey, Eline (2002): Leser und Leserinnen gesucht! Zum generischen Gebrauch von Personenbezeichnungen in deutschen Stellenanzeigen und Zeitungsartikeln. In: *Deutsche Sprache*, 30/1, 28–49.
- Doleschal, Ursula (2002): Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. In: *Linguistik online*, 11/2, 39–70.
- Doleschal, Ursula (1998): Entwicklung und Auswirkungen der feministischen Sprachkritik in Österreich seit 1987. In: *Germanistische Linguistik*, 139–140, 87–115.
- Heise, Elke (2000): Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen. In: *Sprache & Kognition*, 19/1–2, 3–13.
- Hornscheidt, Antje (2006): Die sprachliche Benennung von Personen aus konstruktivistischer Sicht. Genderspezifizierung und ihre diskursive Verhandlung im heutigen Schwedisch, New York/Berlin: de Gruyter.
- Irmen, Lisa/Köhncke, Astrid (1996): Zur Psychologie des ‚generischen‘ Maskulinums. In: *Sprache & Kognition*, 15/3, 152–166.
- Irmen, Lisa/Steiger, Vera (2005): Zur Geschichte des generischen Maskulinums. Sprachwissenschaftliche, sprachphilosophische und psychologische Aspekte im historischen Diskurs. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 33/2–3, 212–235.
- Kalverkämper, Hartwig (1979): Die Frauen und die Sprache. In: *Linguistische Berichte*, 62, 55–71.
- Klann-Delius, Gisela (2005): *Sprache und Geschlecht. Eine Einführung*, Stuttgart: Metzler.
- Kotthoff, Helga (2002): Was heißt eigentlich ‚doing gender‘? Zu Interaktion und Geschlecht. In: Van Leeuwen-Turnovcová, Jiřina/Schindler, Franz (Hrsg.): *Gender-Forschung in der Slawistik*, Wien: Sagner, 1–27.
- Leiss, Elisabeth (1994): Genus und Sexus. Kritische Anmerkungen zur Sexualisierung von Grammatik. In: *Linguistische Berichte*, 152, 281–300.
- Lieb, Hans-Heinrich/Richter, Helmut (1990): Zum Gebrauch von Personenbezeichnungen in juristischen Texten. Stellungnahme anlässlich der Novellierung des Berliner Hochschulgesetzes. In: *Deutsche Sprache*, 18/2, 148–157.
- Nübling, Damaris (2000): Warum können schwedische Männer ‚Krankenschwestern (sjuksköterskor)‘ werden, deutsche aber nur ‚Krankenpfleger‘? Zum Einfluss sprachinterner und sprachexterner Faktoren im Deutschen und im Schwedischen. In: *Linguistische Berichte*, 182, 199–230.

- Oelkers, Susanne (1996): ‚Der Sprintstar und ihre Freundinnen‘. Ein empirischer Beitrag zur Diskussion um das generische Maskulinum. In: Muttersprache, 106/1, 1–15.
- Oxford University Press (Hrsg.) (2011): OED Oxford English Dictionary. The definitive record of the English language. Online version. <http://www.oed.com> (Stand: 3.5.2011).
- Peyer, Ann/Wyss, Eva Lia (1998): ‚JazzmusikerInnen – weder Asketen noch Müslifis‘ – feministische Sprachkritik in der Schweiz, ein Überblick. In: Germanistische Linguistik, 139–140, 117–154.
- Pusch, Luise F. (1979): Der Mensch ist ein Gewohnheitstier, doch weiter kommt man ohne ihn. Eine Antwort auf Kalverkaempers Kritik an Troemel-Plötz’ Artikel ueber Linguistik und Frauensprache. In: Linguistische Berichte, 63, 84–102.
- Rothmund, Jutta/Christmann, Ursula (2002): Auf der Suche nach einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch. Führt die Ersetzung des generischen Maskulinums zu einer Beeinträchtigung von Textqualitäten? In: Muttersprache, 112/2, 115–135.
- Rummler, Ulrike (1995): Ärztin oder Arzt? Eine psycholinguistische Untersuchung zum generischen Gebrauch des Maskulinums bei Grundschülerinnen und Grundschülern. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, 51, 173–189.
- Sacks, Harvey (1979): Hotrodder: a revolutionary category. In: Psathas, George (Hrsg.): Everyday Language: Studies in Ethnomethodology, New York: Irvington Pub, 7–14.
- Schweizerische Bundeskanzlei (Hrsg.) (2009): Geschlechtergerechte Sprache. Leitfaden zum geschlechtergerechten Formulieren im Deutschen. Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. 2., vollständig überarbeitete Auflage, Bern: BBL.
- Trempelmann, Gisela (1998): *Leserinnen/LeserInnen* Ost wie West? Zu Bezeichnungen und Anredeformen für Frauen in den östlichen Bundesländern. In: Germanistische Linguistik, 139–140, 33–47.
- Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. In: Linguistische Berichte, 57, 49–68.

